

Zeitschrift: Innerrhoder Geschichtsfreund
Herausgeber: Historischer Verein Appenzell
Band: 23 (1979)

Artikel: Zwei deutsche Maler in Appenzell
Autor: Grosser, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-405221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei deutsche Maler in Appenzell

Von Hermann Grosser

Appenzell liegt abseits von den grossen Verkehrsstrassen, weshalb es auch meist von den ausländischen Schweizerreisenden nicht besucht wurde. Zwei Ausnahmen bilden die Kunstmaler Wilhelm Riefstahl und Ludwig Richter, von denen wir uns wertvoll erscheinende Zeugnisse besitzen, dass sie sich in Appenzell und seiner nähern Umgebung aufgehalten haben. Wir lassen die zum Teil wohl bescheidenen Schilderungen anschliessend an einige biographische Angaben und mit Illustrationen versehen im Wortlaut folgen.

I. Wilhelm Riefstahl

1. Biographisches

Seit Jahren begegnen uns immer wieder Bilder und Zeichnungen von Wilhelm Riefstahl. Der Künstler selbst ist jedoch den meisten unbekannt und doch zeigen seine Darstellungen, dass er ein Könnler und Beobachter von Mensch und Natur ersten Ranges war. Er hat unser Land mehrfach besucht und seine Beobachtungen mit Stift und Pinsel festgehalten, sie aber auch sonst auf ihn einwirken lassen, wie die nachfolgend abgedruckte Schilderung zeigt. Sie ist in der deutschen Familienzeitschrift «Daheim» im Jahrgang 2 von 1866, herausgegeben von Robert Hoenig und beim bekannten Verlag Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig erschienen. Es scheint angebracht, vor seiner Darstellung der Erlebnisse in Appenzell anhand einiger biographischer Angaben seine Persönlichkeit zu beschreiben.

Wilhelm Riefstahl ist am 15. März 1827 im mecklenburgischen Neustrelitz geboren, hat nach dem Besuch der Volksschule in Berlin eine Zimmermalerlehre begonnen, aber vorzeitig von 1843 an die dortige Akademie besucht. Seinen Lebensunterhalt fristete er mit dem Erstellen von Lithographien und ähnlichen Arbeiten. Schon in diesen Jahren erhielt er den Auftrag, mehr als 20 Zeichnungen des architektonischen Teiles im Standardwerk «Denkmäler der Kunst», das in Stuttgart erschienen ist, herzustellen. Den Erlös aus diesem Auftrag verwendete er zu einer Reise nach der Insel Rügen, wo er mehrere Werke schuf, die ihn bekannt machten, wie «Nordische Haide» oder «Der Dorfkirchhof» (1854). Dann machte er sich erneut auf Reisen an den Rhein, durch Westfalen, den Teutoburgerwald und Heidelberg, wiederum Bilder und Lithographien schaffend, die seine tech-



nische Beherrschung bewiesen. Riefstahl war kein Freund von Wiederholungen, sondern erfrischte sich stets durch fortwährende Reisen. Ende der 1850er Jahre zog es ihn ins Tirol, ins Passeiertal, in den Bregenzerwald und ins Appenzellerland, überall mit Stift und Pinsel das Charakteristische festhaltend, wobei er die Landschaft mehr als Staffage benutzte, während die Darstellung der Typen den Vorrang

bekam. Eine mächtige Förderung seines künstlerischen Schaffens erfuhr er durch einen längern Aufenthalt in Rom in den Jahren 1868/69, wo er vom buntlebigen Gewimmel der Weltstadt und den kolossalen Bauten stark beeindruckt wurde; Rom besuchte er noch weitere zweimal.

Im Jahre 1870 erhielt Wilhelm Riefstahl eine Professur an der Kunstschule in Karlsruhe, verzichtete jedoch nach drei Jahren auf diesen Posten, wurde aber schon zwei Jahre später auf dem Berufswege deren Direktor (1875). Wiederum hielt er es nicht länger als drei Jahre auf diesem Posten aus, dann zog er als freier Künstler vorerst nach Rom und dann endgültig nach München, wo er sich seit 1878 mit voller Kraft und Musse uneingeschränkt der Kunst widmete. In diesen Jahren wurde er Ehrenmitglied der Kunstakademien zu München und Berlin. Es sind vor allem ernste Themen, die er behandelte, «nie führte ihm der Humor oder die leiseste Laune die Hand, im Gegenteil gab er dem Gedanken Ausdruck, dass das Wort des Priesters berufen sei, den Menschen der stillen und einsamen Bergwelt in seiner Scheu vor den Elementarkräften der Natur zu beruhigen, in seiner Trauer und Trübsal zu trösten und zu erheben». Bilder dieser Art sind die «Trauerversammlung vor einer Kapelle», «Prozession durch das Forum Romanum», «Begräbnis in Appenzell», «Aus dem Kreuzgang zu Brixen», «Glaubensboten in Rhätien», «Kinderbegräbnis im Tal Passeier», «Begräbnisfeier im Appenzeller Hochgebirge», «Tiroler Bauerndeputation vor dem Herrn Erzbischof», «Gerichtsszene in Appenzell» und andere mehr. Unvollendet blieb die Darstellung «Feuerweihe am Karsamstag» mit Motiven aus dem hintern Passeiertal, da er am 11. Oktober 1888 nach einem qualvollen Leiden starb. Sein Biograph Hyacinth Holland schloss die Beschreibung seines Lebenswerkes mit folgenden Worten: «Riefstahl war im eigentlichen Sinne ein Autodidakt, der seinen eigenen Weg fand und ging; obwohl in derselben Luft wie seine besten Zeitgenossen lebend, blieb er doch von jeder Kameraderie und Anlehnung frei und lieferte, in Farbe und Zeichnung ein Meister ersten Ranges, den besten Beweis, dass es ausser der so überschwänglich ausposaunten Freilichtmalerei doch noch eine andere Kunst gebe. In Riefstahl war der Mensch dem Künstler ebenbürtig; ernst und gemessen in seiner Lebensführung, hat er ebenso charaktervolle Bestimmtheit wie durch die Leutseligkeit seines Herzens sich zahlreiche Freunde erworben. Viele seiner Schöpfungen sind durch Steindruck, eine geringe Anzahl durch Holzschnitt, die Mehrzahl durch Photographie verbreitet. Eine dritthalbhundert Nummern umfassende, nach vollendeten Ölbildern, Studien und Skizzen, Aquarellen und Zeichnungen historisch geordnete Ausstellung seines reichen Nachlasses wurde in München und Berlin veranstaltet.»

Diesen biographischen Angaben aus dem grossen Nachschlagewerk ADB XXVIII S. 539 ff. (Lpz. 1889) haben wir neben dem Bild des Künstlers noch einige weitere uns zur Zeit bekannten Appenzeller Darstellungen beigelegt, um zu zeigen, wie vielfältig Wilhelm Riefstahl mit unserem Lande am Säntis verbunden war.

Eines Malers Frühling in Appenzell (1865)

Es war im Frühling, im wunderschönen Frühling des verflossenen Jahres, als ich am Bodensee das schweizerische Gestade betrat, um mich wieder einmal für einige Wochen in mein grünes Paradies, das Appenzell, zu versenken. Im Frühling, das war mein langgehegter Wunsch, wollte ich Land und Volk sehen, das ich schon von manchem Sommer her kannte. Ich wusste: da feiert es seine kirchlichen und weltlichen Feste, da ist es zu Hause, da kann man es gleichsam en famille sehen und studieren, während es im Sommer, — wo es von und für die Fremden lebt, wo es genug zu thun hat mit Heuen und Sennerei, seinen Haupterwerbsquellen, — dem ruhigen Beobachter nicht Stand hält, sich mit einem Wort nicht von seiner interessantesten, eigenartigsten und liebenswürdigsten Seite zeigt.

Schon die Hinreise lohnte den Entschluss. Die Bahnzüge führen wenig Reisende, man hat Raum und Ruhe die ohnehin so flüchtigen Eindrücke zu geniessen, was auf landschaftlich so schönen Strecken, wie von Kempten nach Lindau, gewiss von Werth ist. Einsam im Frühlingssonnenschein, fast nur von den Beamten des Zuges belebt, liegen die hübschen Bahnhöfe da. Die Lokomotive schweigt, und statt des lärmenden Getümmels im Sommer, hört man aus einem nahen Wäldchen süssen Vogelgesang und das friedliche Rauschen des Baches und der Brunnen. Leuchtend thun sich die zarten Silhouetten des Gebirges am Horizont auf, denn weite Schneefelder bedecken noch die Gipfel und Einsenkungen. Manche Alpe, manches Hochthal ist noch verschneit; die Thalsole aber und die niedern Gehänge prangen schon im saftigsten Grün und in unzähligen Frühlingsblumen, unter ihnen die tiefblauen Sterne der Gentianen. Um die Wohnungen der Menschen schlingt sich ein Kranz blühender Obstbäume, der fast zum Walde wird, bis am Ende der Fahrt der strahlende Spiegel des Bodensees auftaucht und an seinem nächsten Ufer das alterthümliche Lindau. Eine kurze Fahrt über den See, den erhabenen Zinnen der Appenzeller Berge zu, und man betritt den Schweizerboden.

Eine kurze Rast hielt ich in St.Gallen, der Stiftsbibliothek des 1805 aufgehobenen berühmten Benediktinerklosters wegen, die in einem phantastisch arrangierten, mit allem Reichthum des Materials geschmückten Rococosaale 30 000 Bände birgt; helle Plätzchen laden zum Studiren ein. In einem Gemacht aber auf der oberen Gallerie,



Elf Figuren-, Kopf- und Trachtenstudien Bleistift und Aquarell
(Staatliche Kunsthalle Karlsruhe)

wohlverwahrt mit schwerer eiserner Thür und festen Schlössern, steht in Wandschränken ringsum jene Sammlung weltberühmter Manuscripte, verfasst und geschrieben in den Glanzzeiten des Klosters, von noch heute gefeierten Namen, den Zierden des Gotteshauses und ihrer Zeit. Die als Denkmäler der deutschen Sprache wichtigsten und kalligraphisch schönsten sind aus dem 8.—13. Jahrhundert, und man ist erfreut, diese ehrwürdigen Zeugen alter Zeiten so wohl erhalten zu sehen; das Pergament so fest, die Farben der Initialen, das Gold der oft durch den ganzen Codex gleich tadellosen Schrift so

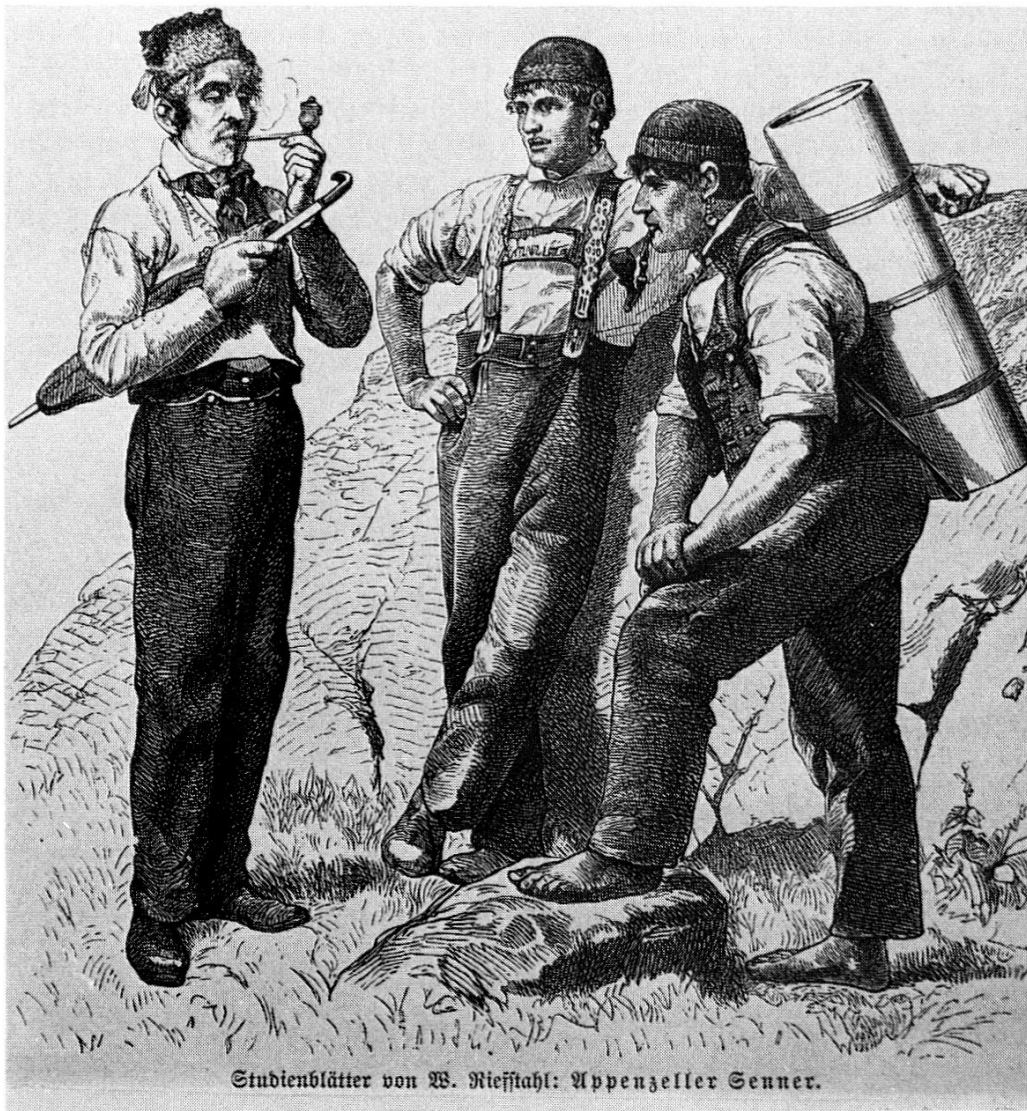
glänzend und frisch, als hätte Notker seine deutschen Psalmen gestern und nicht vor 1000 Jahren beendet. Das Psalterium aureum (goldner Psalter), ein durchweg mit Gold geschriebener Codex, das evangelium longum (das lange Evangelium) von dem unermüdlichen Schönschreiber Sintram könnten, nach ihrer guten Erhaltung, aus dem vorigen statt aus dem 9. Jahrhundert sein. Wahrlich, wer ein Herz hat für Art und Geschichte seines Volkes, kann nichts Ehrwürdigeres und Anregenderes sehen, als diese stummen Zeugen aus dem Jugendalter deutschen Lebens und Wissens. Eine andere Sehenswürdigkeit in diesen Räumen sollte ebenfalls kein Reisender zu sehen versäumen. Ich meine das Relief des Kantons St.Gallen, von dem wackern Geoplastiker Schöll in St.Gallen dargestellt. Dasselbe nimmt ein ganzes Zimmer für sich ein und ist durch Oberlicht vortrefflich beleuchtet. Der höchste Gipfel des ganzen Terrains, einschliesslich von Appenzell, der Säntis, ist ungefähr 9 Zoll hoch. Dieser Massstab





gestattet eine so detaillierte Darstellung und die Ausführung des Ganzen ist eine so saubere und liebevolle, dass in der That kein Häuschen, kein Pfad fehlt. Diese tüchtige Arbeit ist das mühsame Werk vieler Jahre. Herr Schöll hat an demselben seine Schule gemacht und zugleich hohe Ehre für sich und seinen Kanton, der, ein kleiner Souverain, ein so bedeutendes Werk bei seinem strebsamen Bürger bestellte, dadurch gewonnen. Am andern Tage war ich am Ziele, im Dorfe Appenzell, der Hauptstadt von Innerrhoden, wo ich im Hecht, dem freundlich vertrauten Wirthshause meine Residenz aufschlug. Ich hatte es gut getroffen, denn andern Tags, am letzten Sonntag des April, sollte die Landsgemeinde gehalten werden, die Versammlung aller stimmfähigen Bürger, auf der die Angelegenheiten des Landes nach Massgabe der vier Wochen vorher ertheilten Tagesordnung verhandelt, die Beamten ausgewählt und Gesetze besprochen oder verworfen werden.

Die Reformation hat den ohnehin kleinen Staat Appenzell in zwei Hälften getheilt. Die Bewohner des dem Bodensee nähergelegenen Hügellandes, bei denen durch den leichteren Verkehr mit dem Aus-



senlande schon früh Handel und Industrie heimisch waren, nehmen dieselbe an, während die Söhne des Gebirges, noch heute fast ausschliesslich Hirten, der alten Kirche treu bleiben. Jede Staatshälfte sonderte sich damals streng, ja mit Erbitterung von der andern nach dem Bekenntniss, so dass in Ausserrhoden kein Katholik und in Innerrhoden kein Protestant gelitten wurde.

Unter dem Einfluss dieser Trennung sind Ausser- und Innerrhoden zwei ganz verschiedene Volkstypen geworden, welche dem scharfen Beobachter sogar an einzelnen Individuen erkennbar sein sollen, abgesehen von dem äusserlichen Unterschied, den die Kleidertracht macht. Ausserrhoden ist ganz modernisiert. Die Weiber des Gebirges dagegen prangen noch in den heitern Farben eines ebenso originellen wie kleidsamen Costüms, dessen Variationen für die verschiedenen Verhältnisse des Lebens genau vorgeschrieben und genau

beobachtet werden. Die Tracht der Männer, zwar weniger kleidsam und sehr einfach, hat dennoch ein eigenthümliches Gepräge, besonders auch dadurch, dass die stets hoch aufgekrempten Hemdsärmel die muskulösen, tiefgebräunten Arme sehen lassen, ohne Zweifel noch eine Gewohnheit aus den Urzeiten des Volkes, wie bei den Tyrolern die blossen Kniee und Knöchel. Die Verfassung beider Landestheile ist rein demokratisch. — —

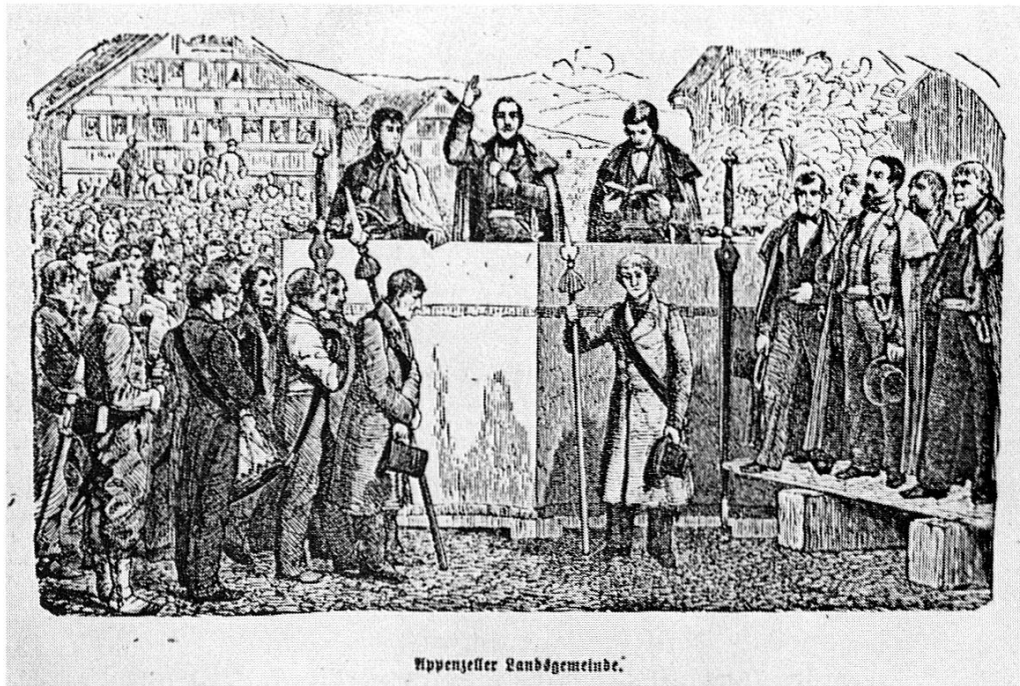


APPENZELLERIN IN DER FESTTRACHT.

Es war heute lebhaft im Hecht, in dem sich die Männer der Regierung und die Häupter des Volkes versammelt hatten, und die freundliche würdige Hechtwirthin hatte vollauf zu thun. Ich war bald in den vertrauten Räumen heimisch eingerichtet und sah mit erwartungsvoller Spannung dem andern Morgen entgegen, denn eine Appenzeller Landsgemeinde ist ein Ding, das nicht der tausendste Tourist zu sehen bekommt. Schon in früher Morgenstunde strömte das Landvolk in Festkleidern zu den Strassen des Ortes herein, die Männer meist einen alten Galanteriedegen oder Infanteriesäbel tragend. Es wird nämlich noch festgehalten an der alten deutschen Ordnung, die



Die vormalige Hechtwirthin.

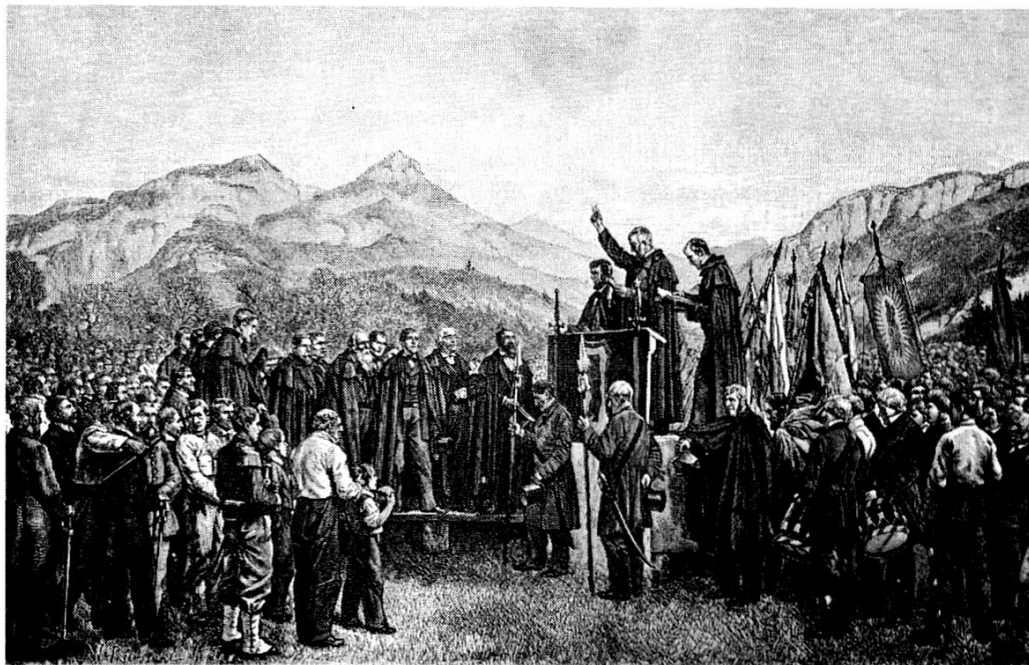


Waffe sei das Zeichen des freien Mannes und stimmfähigen Bürgers, und mit derselben müsse er bei jeder öffentlichen Versammlung erscheinen.

So imposant das klingt, so harmlos sieht die Sache in der Wirklichkeit aus. Man denke sich einen jener wettergebräunten Hirten in der Lederkappe, weissem Futterhemd und schweren Schuhen, (in Hemdsärmeln darf niemand auf der Landsgemeinde erscheinen), die kurze Pfeife im Munde, einen zierlichen Hofmannsdegen in den knöchigen Händen, oder gar zusammengebunden mit dem Regenschirme! Ich hatte wirklich erwartet, manches alte Gewaffen bei dieser Gelegenheit zu sehen, da die streitbaren Vorfahren aus ihren vielen siegreichen Kämpfen viel kostbare Beute auch an Waffen in ihre Berge heimschleppten und es in früheren Zeiten durchaus nichts Ungewöhnliches war, dass sich zwei oder drei Harnische in einer Familie vererbten. Aber auch nicht ein Stück kam mir vor, und später lernte ich den industriellen Appenzeller selbst kennen, mit dessen Hilfe die süddeutschen Antiquare längst mit allen Antiquitäten aufgeräumt hatten.

Immer lebhafter wurde es in den Strassen. Von Zeit zu Zeit zogen drei Tambours und zwei Pfeifer in halb weiss halb schwarzen Fracks und dreieckigen Hüten, begleitet von vier Hellebardenträgern, welche heute als Polizei und Trabanten der Würdenträger figurirten, durch die Strassen, lauter Gestalten, wie sie noch hin und wieder bei den Schützenfesten entlegener deutscher Städtchen erscheinen. Nach

dem Festgottesdienst schloss sich ihnen die Bürgermusik an, und nun zog man zum Hecht, um die versammelte Regierung und die Notabeln auf den Landsgemeindeplatz zu führen. Wie der Zug in würdevoller Haltung bei den Klängen eines Marsches durch die enge Hauptstrasse dahinschritt und die zur Seite stehende Menge schweigend das Haupt entblösste, vergass ich die einzelnen grotesken Figuren über dem eindrucksvollen Ganzen; es war die altehrwürdige Cereemonie, mit der eine freie Volksgemeinde sich anschickt, ihre Angelegenheiten selber zu ordnen. Der Landamman, der Landschreiber und der Landweibel bestiegen eine wenige Stufen erhöhte Estrade, «den Stuhl», deren Brustwehr mit den Landesfarben, schwarz und weiss, und mit zwei mächtigen Schwertern, den Zeichen der richterlichen und obrigkeitlichen Gewalt decorirt war. Auf zwei, nur etwa einen Fuss über dem Boden erhöhten Brettern standen die übrigen Mitglieder der Regierung, der Zeugherr, der Statthalter, der Bauherr, der Kirchenpfleger etc., und neben dem Stuhle die Hauptleute der einzelnen Rhoden, alle in langen, schwarzen Mänteln und mit dem Degen umgürtet. Der Landamman eröffnete mit einer würdigen Ansprache die Versammlung, worauf man zu den Geschäften schritt, die in der überall gleichen Weise verhandelt wurden. Der neu gewählte Landamman leistet den vom Landschreiber vorgelesenen Eid, und übernahm sofort das Präsidium der Versammlung. Den Schluss bildete die Eidesleistung des ganzen Volkes auf die Verfassung.



LANDSGEMEINDE.

Nun löste sich die Versammlung in die einzelnen Rhoden auf, deren jede sofort die Neuwahl ihrer Beamten vornahm, die Rhode Schwendy aber vollzog das Wahlgeschäft auf dem Stuhle nach einem alten Ehrenvorrechte, welches sie sich erworben, indem sie zuerst ihre zwingherrlichen Dränger aus dem Lande jagte und deren Burgen brach — ein Beispiel, welchem die andern bald folgten. Unter der Vorhalle des Kirchleins zu Schwendy ist die Historie, erbaulich und einfältig aufgeschrieben, für Jedermann zu lesen. Wie sehr das Ganze durch seine Einfalt von dem Bilde abweicht, welches wir bei ähnlichen Anlässen anderswo empfangen, mag man unter anderm aus der Art abnehmen, wie der Landschreiber und der Landweibel alle sechs Jahre neu gewählt werden. Da beide die einzigen namhaft besoldeten Beamten sind, so betrachtet das Volk ihre Wahl zugleich als eine zu ertheilende Gunst. Der Landschreiber muss allerdings ein mit den Gesetzen und der Schriftführung vertrauter Mann sein; er führt die Staatskanzlei und ist der Hauptarbeiter der Regierung. Seine Besoldung beträgt 1 200 Franken. Die Bewerbung um diese Stelle geschieht vor allem Volke, wie auch die des Weibels, des obrigkeitlichen Executivbeamten, der 600 Franken Gehalt hat. Da dieses Amt keine besonderen Kenntnisse erfordert, so kann jeder zuverlässige Mann es verwalten, und es ist in der That üblich geworden, ausser der Zuverlässigkeit die Bedürftigkeit als Hauptqualifikation zu betrachten. Natürlich ist dieses Amt sehr begehrt und bei der Bewerbung hört man wohl ganz treuherzig sagen: «Theure, liebe Eidgenossen, ich bitt' euch recht sehr, wollet mir die Stelle geben; ich bin ganz arm, habe sieben Kinder und mein Weib ist schon lange krank. Ich werde euch mit aller Treue dienen etc.»

Nach den ernstesten Geschäften des Tages folgte Schmaus und Tanz im grossen Saale des «Hecht». Wenn es sonst auch bei ländlichen Tänzen nach unsern Begriffen meist weder zart noch graziös hergeht, so überstieg diese Art doch alles bis dahin Gesehene, — ja vom Tanzen konnte eigentlich kaum mehr die Rede sein. Denn anstatt im Kreise sich Paar nach Paar herumzuschwingen, wirbelt nicht allein alles dicht gedrängt durcheinander, sondern mit entschiedener Vorliebe und Bravour arbeitet jeder mit seiner Tänzerin da hinein, wo der Knäuel gerade am dichtesten ist, drängt mit aller Gewalt in die andern hinein, stösst und wird gestossen, und das ist nach hiesigen Begriffen das Hauptvergnügen. Der Schweiss trieft ihnen von der Stirn, unaufhörlich schmettern Juchzer und der lachende Kuhruf darein. Die Tänzerinnen, oft zarte, durch die fortwährende Arbeit über dem Stickrahmen früh gebeugte Gestalten, wollten mich fast dauern, allein auch sie meinen, ohne die Püffe wär's keine Lust, und die gilt für die bravste Tänzerin, die womöglich blutige Ellbogen und tüchtig blaue Flecke vom Tanzboden heimträgt. Dabei wird die ganze

Nacht flott getrunken; man liebt heute den Wein nur mit viel Zucker und als Präservativ haben die meisten ein Mass fetten Rahms vorher genossen. In der That sah ich während dieser bewegten Tage nicht einen auch nur angetrunkenen Mann. Als ich so in das wüste Treiben hineinblickte, schweiften meine Gedanken über den jungen Rhein nach Tyrol zu den edlen Passeyrern. Da stehen in dem mit dunklen Heiligenbildern geschmückten Saale die schlanken Passeyrer Burschen und Mädels ringsum und ihre Augen folgen dir, Maria, in dem graziösesten und ausdrucksvollsten der Tänze, dem «Altdeutschen», wie du bald sittsam weichend, bald nahend dich vor dem schlanken Sarnthaler, dem besten Tänzer des Etschlandes, einerschwingst, wie er beharrlich dir folgend in ausdrucksvollen und kräftigen Bewegungen dich endlich erreicht und nun im feurigen Walzertakt mit dir dahinfliegt. — — —

Das Frühjahr ist eine bewegte Zeit in der kleinen Appenzellischen Welt; die Sonne hat schon beharrlich das winterliche Gewand des Gebirges zerstört, nur noch in den Einsattlungen und den tieferen Rinnen, sowie auf den nördlichen Abhängen glänzen unzählige Reste desselben, die Linien und Formen des Ganzen zerreissend. Nach und nach schwinden aber auch diese, und nun liegt es da in prächtigen goldigen und grauen Tönen, denn die Rasendecke der Alpen und der zahllosen Grasbänder der Wände ist noch nicht erneut, wie die der Thalweiden und Voralpen, die eben im herrlichsten Schmuck des jungen Jahres prangen. Da regt es sich in den Stadeln, die Sennen legen das für die Alpfahrt allein gebräuchliche Kostüm an, die gelben Kniehosen und weissen Strümpfe, den bunten Schurz um die Hüften und den Hut mit Blumen geziert. So führt er seine Herde in die Voralpen. Den ganzen Mai und Juni hindurch hört man Morgens das dumpfe Läuten der riesenhaften Kuhglocken, welche die schönsten Thiere an reich verzierten Riemen tragen, unaufhörlich begleitet von dem jauchzenden, langgezogenen Kuhruf der Sennen. Alles Geräth zur Milchwirthschaft, Mundvorrath u. dgl. wird ihnen nachgeführt, den Schluss bildet der Geissbub mit seiner munteren Herde. Man wird dieser sich stets gleichen Züge nicht müde, denn es ist ein Vergnügen die edlen, schmuck gehaltenen Thiere zu sehen, wie sie schnauben und brüllen im Gefühl der fröhlichen Fahrt zu den fetten Weiden; und ihre Herren und Treiber meist junge, hübsche Burschen, stolz auf ihren Beruf oder Besitz.

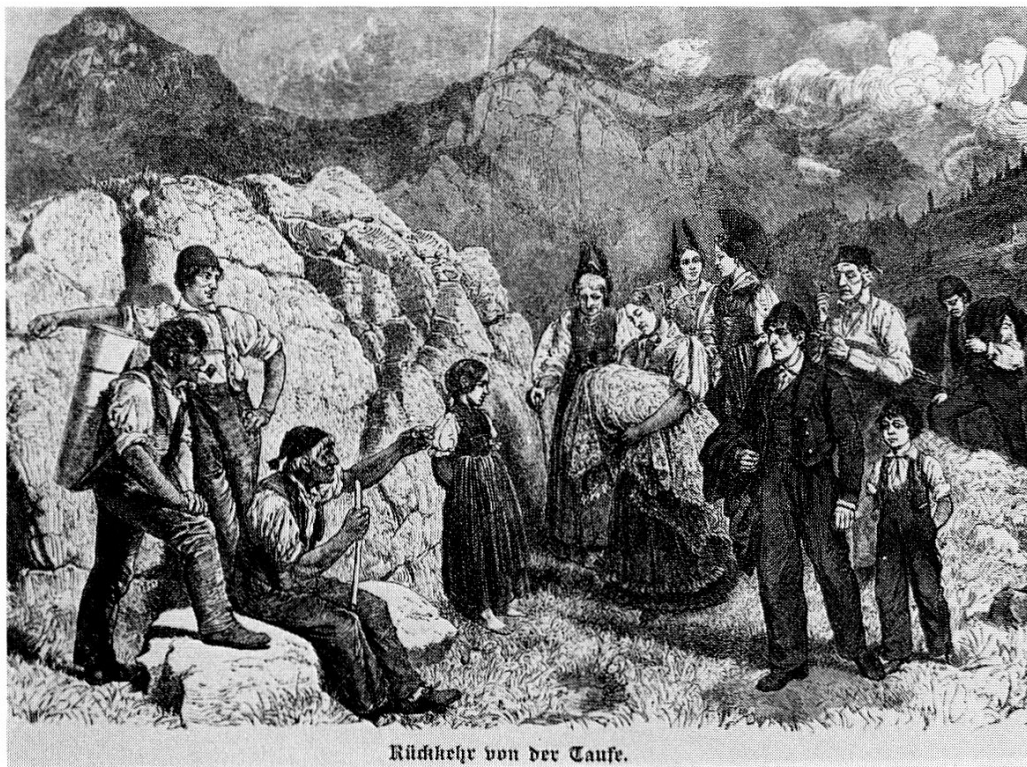
Nun, da alle Stege gangbar sind, darf man nicht länger säumen, die oft genannten und oft beschriebnen Fahrten ins Gebirge zu machen, zum Wildkirchli, zum Seealpsee, auf den Fähneren, Kamor und hohen Kasten, und wer Neigung und Beruf dazu fühlt, wie mein englischer Gefährte, auch auf den Säntis, den König des Alpsteins. We-



Begräbnisfeier im Appenzeller Hochgebirge Ölbild in der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe

niger bekannt, doch herrlich lohnend ist der Gang zum Säntis-See, tief smaragdgrün, umgeben von hohen Alpen und kühnen Bergformen, und noch weiter zum Fählensee, einem rings in starren, steilen Felsen gebetteten dunklen Gewässer. Rechts von dem Wege zu letzterem führt ein Pfad steil in einer Rinne über weichende Geröllhalden und Schneestreifen auf einen kahlen Sattel, Bötzel-Alp glaub' ich heisst der Platz, da öffnet sich wie mit einem Schlage ein grosses, wundervolles Bild des Hauptgebirgsstockes, von dem man bis dahin während der ganzen Fahrt nichts erblickte. Über ein Labyrinth von Schneefeldern, Terrassen, Zacken und Wänden ragen in majestätischen Linien der Altmann kühn und stolz aufgebaut, und nur etwa 20 Fuss höher, der Säntis auf mächtiger, beschneiter Basis. So nahe lag dieser Riese vor uns, dass wir zu unsrer Bewunderung eine Spur in dem grossen Schneefelde, das seinen Gipfel verhüllt, entdeckten. Der Wirth von Mäglisalp, die etwa 300 Fuss unter uns lag — im Sommer eine Kolonie von Sennhütten, sowie Stationsort für die Säntisbesteiger — war mit seinem Sohne hinaufgestiegen, um die Hütte auf dem Gipfel zu untersuchen. Da fanden sie denn harte Arbeit vor, denn ein Wintersturm hatte das Dach davon getragen. In dieser Höhe erst, über der Grenze des Baumwuchses, sieht man dem Gebirge ins Herz

hinein, hier erst enthüllt es alle Wunder seiner unnahbaren Einöden, seiner Vernichtung drohenden Schrecken. — Der das Rheinthal begrenzende Zweig des Alpsteins fällt gegen den Bodensee nach und nach ab, und über einen der niedrigsten Sättel, den Stoss, führt eine Strasse nach Altstätten. Der Stoss ist auch ein beliebter Aussichtspunkt, das breite, wohlangebaute Rheinthal mit seinen unzähligen Ansiedlungen liegt zu unsern Füßen, gegenüber begrenzt von den Vorarlbergischen Alpen, südlich überragt von einer langen Kette bündnerischer Berghäupter. Dies ist ein classischer Boden für die Appenzeller, denn hier wurde am 7. Juni 1405 die Schlacht am Stoss geschlagen, deren glücklicher Ausgang hauptsächlich die Freiheit des Völkchens begründete. Der Herzog von Österreich und der Abt von St.Gallen nebst vielen ihrer Ritter, ein wohlgerüstetes Heer von 10 000 Mann, waren herangezogen, die widerhaarigen Nachbarn sicher zu erdrücken. Es war aber ein regnichter Tag und der Boden schlüpfrig, da fielen die unverzagten Mannen, obwohl nur ein kleines Häuflein, nachdem sie, festeren Trittes wegen, ihre Schuhe ausgezogen, von der Höhe des Stoss hinab, in die dichten Haufen der Schwergewappneten und trieben's so mannlich mit «Hauen, Schiessen und Stechen», dass mancher edle Ritter dahinsank und das stolze Heer zerschlagen sich zur Flucht wandte. Das Andenken dieses Sieges ist noch lebendig im Volke mit manchen Einzelheiten, z. B. dem tapfern Widerstand des Hirten Uli Rotach, der, durch eine Sennhütte im



Rückkehr von der Taufe.

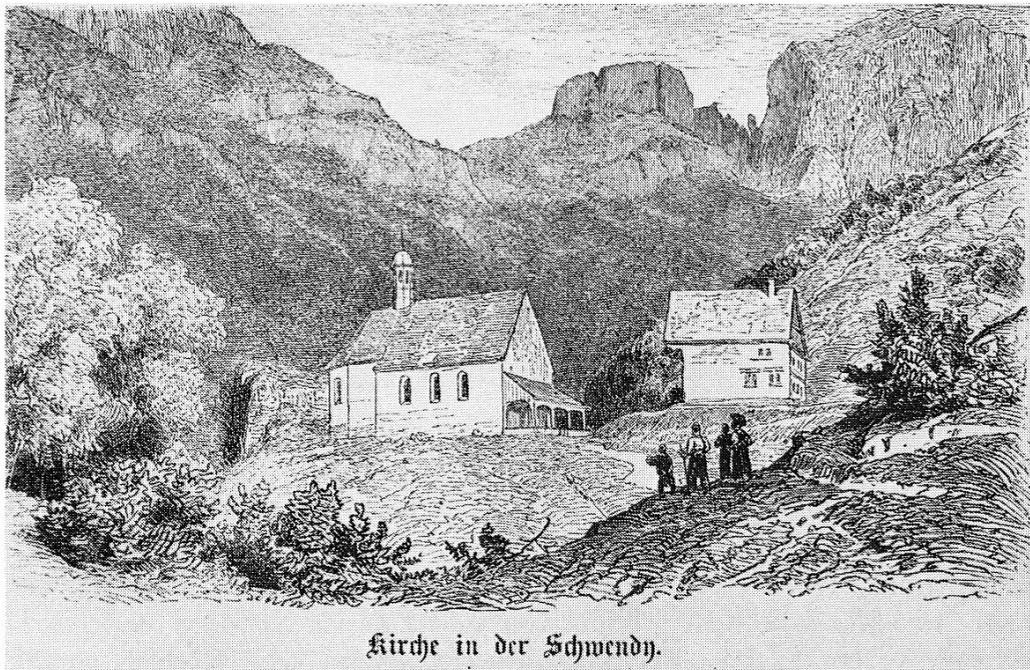


HIRT VON DER MEGLIS-ALP IN APPENZELL.

Rücken gedeckt, sich gegen 12 Feinde vertheidigte, die er einen nach dem andern erlegte, bis man Feuer in die Hütte warf und der Held blutend in die Flammen sank. Alljährlich am Schlachttage erhebt sich Morgens 6 Uhr vom Flecken eine, vom Pfarrer und den höchsten Beamten geführte, Procession, die betend den 1½ St. weiten

Weg zum Schlachtfelde zieht. Etwa $\frac{1}{2}$ Stunde vor dem Ziel ist kurze Rast am Sammelplatz, noch heute so geheissen, weil hier das Häuflein der Appenzeller sich zusammenfand, um mit Hilfe von 200 Männern von Uri den harten Strauss zu bestehen. Hier hält der Land-schreiber an die nach altem Brauch bewaffnete Schar, zu der jedes Haus wenigstens einen Mann sendet, eine kurze Ansprache. Bald danach ist das Ziel erreicht, und die Waller, schon von einer grossen Menge aus den umliegenden Orten empfangen, scharen sich um die kleine Kapelle, noch im Jahre des Sieges errichtet, das älteste Gotteshaus des Ländchens sein mag. Ihr Inneres birgt nur einen einfachen Altar mit einer Tafel, welche ausführlich und treuherzig Bericht von dem ruhmreichen Tage giebt. Nachdem eine Messe gelesen, gefolgt von Musik und Männergesang, hält der Pfarrer die Festrede. Es war ein schöner Anblick diese Schar kräftiger Männer um das kleine Gotteshaus versammelt, in der Tiefe das schöne Rheinthal, ringsum die Gipfel des Gebirgs, alles strahlend unter der Bläue des heiteren Frühlingshimmels. Wegen des kirchlichen Charakters des Festes hat sich Ausser-Rhoden von demselben längst losgesagt, und es ist erst kurze Zeit, dass man die Procession eingeladen hat, die Strasse durch den protestantischen Flecken Gais einzuhalten, da man früher, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, um den Ort herum ging.

Inzwischen ist die Zeit der ersten Heuernte herangekommen, und alles, was Arme hat, muss nun helfen. Eine der ausgedehntesten Besitzungen an Wiesen und Alpen hat das Frauenkloster der Franciskanerinnen, dessen behäbige Gebäude das äusserste Ende des Orts



gegen das Gebirge zu bilden. Nach bischöflicher Vorschrift besorgen die Schwestern selbst ihre Heuernte in den den Klöstern naheliegenden Gründen, damit die heilsame, starke Bewegung in freier Luft ihrer Gesundheit zu Gute komme. Und augenscheinlich unterziehen sich die frommen Frauen dieser Obliegenheit gern; mit grossen Strohhüten gegen die Sonne gewappnet, sieht man sie scherzend und lachend das duftende Heu ausbreiten oder in Haufen sammeln, während die rüstigen Klosterknechte die Lasten zu den Wagen schleppen. Ertönt die Betglocke vom Kloster herüber, so fallen alle auf die Knie, die braunen Gestalten, auf dem hellen, grünen Grunde — ein Bild, das mich jedesmal wieder fesselte. Ich habe auch Ursache den guten Damen dankbar zu sein, dass sie sich stundenlang von dem zudringlichen Maler mit seiner Mappe verfolgen liessen, der nicht müde wurde, die vielen graziösen Gestalten und hübschen Stellungen aufzuzeichnen, natürlich in ehrerbietiger Entfernung. Die Aufsicht über das Frauenkloster hat der Guardian der Kapuciner, welche ebenfalls einen kleinen Konvent in der Stadt haben. Die Herren erwiesen mir einmal die Ehre, mich zu ihrem Mittagsmahl einzuladen, wobei ich Gelegenheit hatte, die Variationen einer Fastenmahlzeit kennen zu lernen, zum Theil für einen Norddeutschen räthselhafte Gerichte, mit reichlicher Begleitung von Rheinthalern und edlem Veltliner Wein. In dem geräumigen Refectorium nehmen die Speisenden nur eine Ecke ein, der Pförtner reicht die Gänge in rascher Folge herum; die Unterhaltung ist sehr lebendig in meiner Nähe, die jüngeren Patres verhalten sich ruhiger, einige lesen auch Zeitungen. Nach dem Essen ging es in den Garten unter eine schattige Laube, wo sich die Väter als eifrige und tüchtige Kegelschützen erwiesen.

Von allen kirchlichen Festen wird das Frohnleichnamfest, wie überall, mit möglichster Prachtentfaltung gefeiert, und noch einmal sollte ich das Städtchen im heitersten Festgewande sehen. Guirlanden, Kränze und Fahnen schmückten reichlich die Strassen, religiöse Sprüche und Bilder waren überall zu sehn, ja manches Haus war fast überdeckt mit bunten Tüchern und Festons. An gewissen Punkten waren reich decorirte Altäre errichtet und einer derselben brachte alle in mir schlummernden Antiquitätsgelüste in Aufruhr. Die ihn bedeckenden Teppiche waren aus dem 16. Jahrhundert und zeigten reiche figürliche Compositionen in sorgfältiger Stickerei und harmonischem Kolorit. Indes die Eigenthümerin, eine alte ledige Frau, die reichste Bäuerin des Ortes, die noch mehr an alterthümlichem Hausrath besitzen soll, hütete ihre Schätze als Familienheiligthümer und hatte schon manchen Antiquar abgewiesen. Nun erhob sich die Procession, von welcher in ihrer bunten Mannigfaltigkeit schwer ein Bild zu geben ist. Da sah man die vornehmsten Bürger, brennende Kerzen in den Händen, den Pfarrer mit der Monstranz unter seinem



Baldachin, begleitet von hochgewachsenen Männern in altmodischen Grenadier-Uniformen und den bekannten riesigen Bärenmützen der französischen Garden. Ausser vier oder fünf Priestern der nächsten Gemeinden folgten ihm zwei schöne Knaben, als Engel angethan,

so naiv in ihrem Aufputz, wie es dem unbefangenen Sinne des ländlichen Völkchens angemessen ist. Sie trugen ein hohes Diadem mit vielen künstlichen Blumen, ein weisses Oberhemdlein, am Halse mit der modernen Cravatte geschlossen, an den Händen weisse Handschuhe und die Strümpfe bis zum Knie mit rothen Kreuzbändern bewickelt, die Füße aber staken in neuen, bunten Morgenschuhen. Natürlich hatten sie Flügel an den Schultern und an einem Bandelier einen Hirschfänger. Vor einem Altar aber zogen die Knäblein vom Leder, kreuzten mit mannhaftem Geklapper die Klingen und sangen unisono eine Hymne tapfer herunter. Die weibliche Jugend war auch schönstens mit der Farbe der Unschuld angethan und trug in ihrer Mitte auf zierlicher Bahre das holde Jesuskindlein. Neben vielen Kirchenbannern sah man heute auch die Fahnen der Rhoden, getragen von starken Männern in alten Officiersuniformen. Sie übten noch die alte, in Deutschland fast ganz verschwundene Lanzknechtskunst des Fahnenschwenkens mit einer Sicherheit und Würde, welche eifrige Übung voraussetzte. Ich stand von vielem Volk umgeben am Frauenkloster, wohin die Procession aus der Stadt durch die Wiesen zog. Alle Glocken klangen, Chorgesang der Männer und die Stadtmusik abwechselnd tönten in die leicht verschleierte Morgenluft, die Fahnen flatterten im Winde und über allem ragten die blauen Berge. So kamen sie langsam dahergewallt, ein feierliches, rührendes Bild, das manches Auge feuchtete und fast alle Kniee beugte.

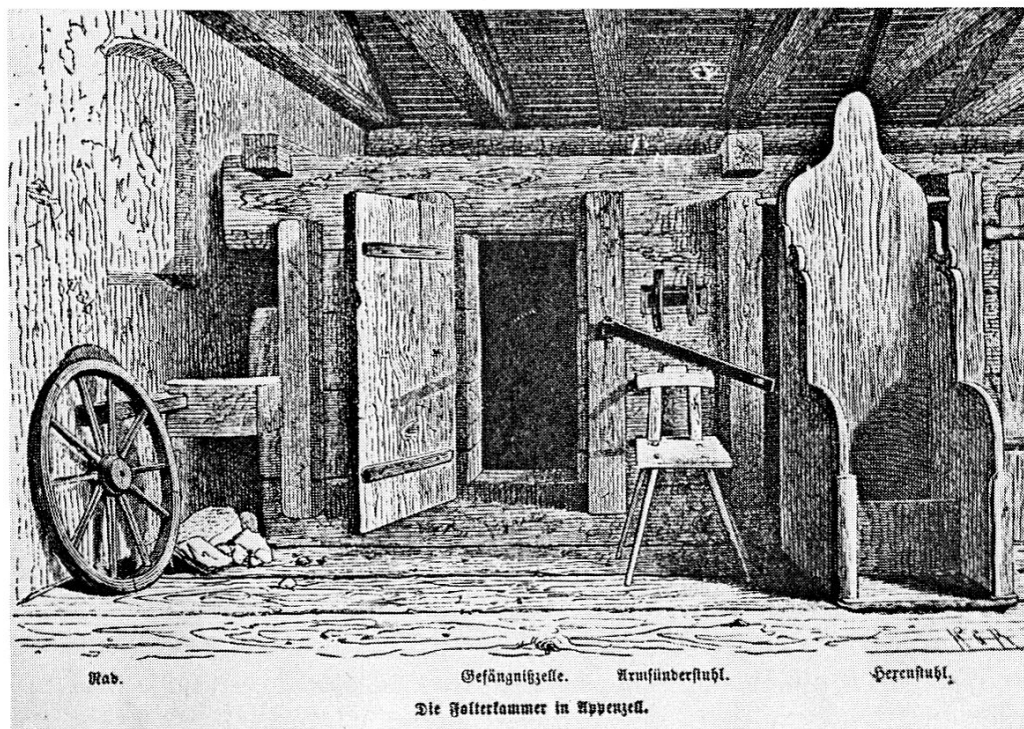
Heute war zur Verherrlichung der Procession auch eine Abtheilung der Landeswehr, Männer des zweiten Aufgebots, einberufen worden, denn die Recruten waren schon entlassen, nachdem sie eine Übungszeit von nur sechs Wochen durchgemacht hatten. Die junge Mannschaft und die Officiere selbst schienen nicht viel auf Strammheit der militärischen Haltung zu geben, beim Antreten z. B. ging es immer recht heiter her. Nun fuhr der Instructor zwar zuweilen etwas barsch darein, es geschah mehr pro forma, als aus wirklichem Zorn über die jugendlichen Freiheiten. Appenzell Inner-Rhoden stellt ein Halb-Bataillon zum schweizerischen Heer und die Appenzeller sollen zu den besten Soldaten desselben gehören. Die Officiere sind natürlich Eingeborene, und zwar aus den verschiedensten Lebensstellungen; der frühere Kommandant war ein Schlossermeister, der militärische Passion trotz einem General hatte. Am letzten Tage der Übungszeit war Recrutenball im Hecht; auf der Musikantentribüne spielte ein Hauptmann, der die Uniform flugs abgeworfen, die zweite Geige; ein junger Bauer, der während der Kurzeit jeden Morgen früh zwei Uhr von seines Vaters Hof die Molken auf einem zweirädrigen Karren eigenhändig nach St.Gallen fuhr und auch schon manchem unserer Landsleute das heilende Getränk im Weissbad kredenzt hat. In vielen Häusern sieht man Officierportraits in prächtigen neapolitani-

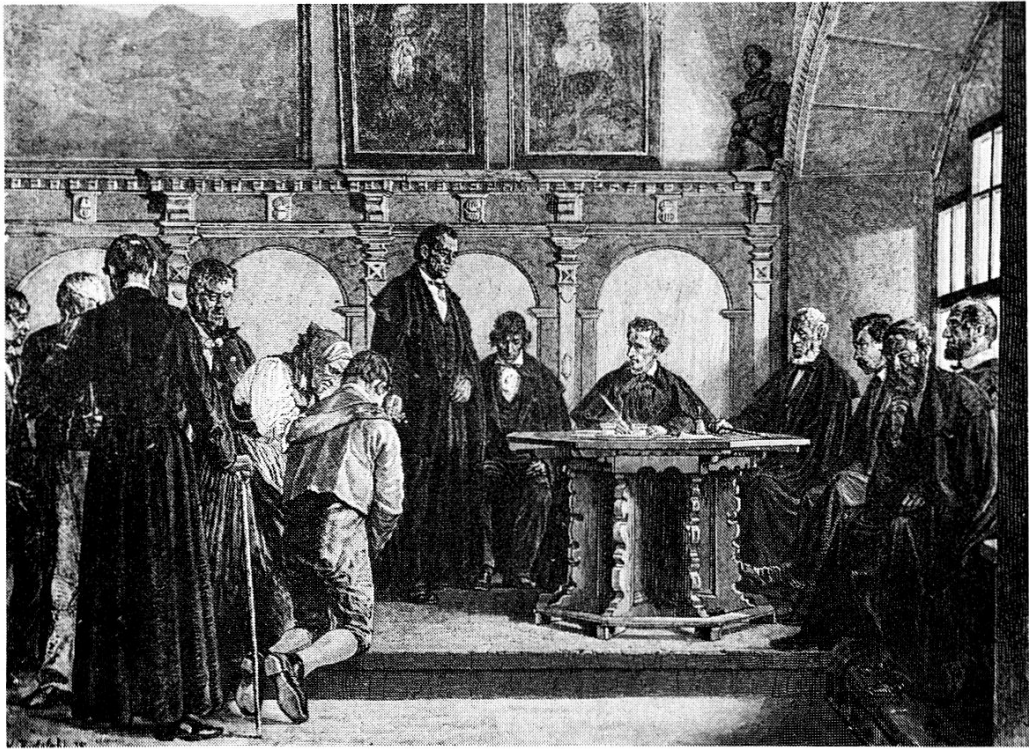


APPENZELLER, IM FUTTERHEMD.

schen und päpstlichen Uniformen und es ist sicher, dass die Appenzeller so viel Neigung und Geschick zum Soldatenwesen haben, wie irgend eine Nation. — Hat schon das Militärwesen hier eine der demokratischen Staatsverfassung streng entsprechendes Gepräge, so gilt

dies noch mehr von der Rechtspflege. Im ganzen Kanton gibt es keinen Rechtsgelehrten, noch wird nach einem Codex Recht gesprochen. Die Richter sind aus dem Volke selbst gewählt und ihre Sprüche geschehen nach persönlicher Überzeugung und so weit sie anwendbar ist, nach einer Sammlung von früheren strafrechtlichen Beschlüssen. Die höchste richterliche Behörde, namentlich auch für schwere Verbrechen, bildet der grosse Rath. Draussen vor dem Ort auf einem niedrigen Hügel ist die Richtstätte und der Galgen, beide etwas verfallen, denn seit Jahren ist nicht über Leben und Tod erkannt worden. Auf dem Rathhause unter dem Dachstuhle sind die Gefängnisse, die schlimmsten, die ich kenne. In dem ohnehin wenig erhellten Raum stehen etwa acht Behälter in der Grösse und Gestalt von Menageriewagen, construiert aus starken Bohlen mit je zwei Abtheilungen, deren jede ein Luftloch von ein Quadratfuss als einzige Lichtöffnung hat, eine Lagerstatt mit Stroh ist die ganze Ausstattung des vollkommen finstern Raumes. In dem schlimmsten dieser schlimmen Löcher schmachtete zu Ende des vorigen Jahrhunderts monatelang der Landammann Sutter, angeklagt und schuldig befunden des Hochverrathes durch die Intriguen seiner Feinde. Das Verfahren wurde mit Folter und allen barbarischen Formen vergangener Zeiten geführt und endete mit seiner Enthauptung den 9. März 1784. Nach etwa zwanzig Jahren wurde die Ehre dieses Opfers der Parteiwuth durch einen feierlichen Spruch wieder hergestellt und seine Gebeine in öffentlichem Aufzuge von der Richtstätte nach dem Gottesacker



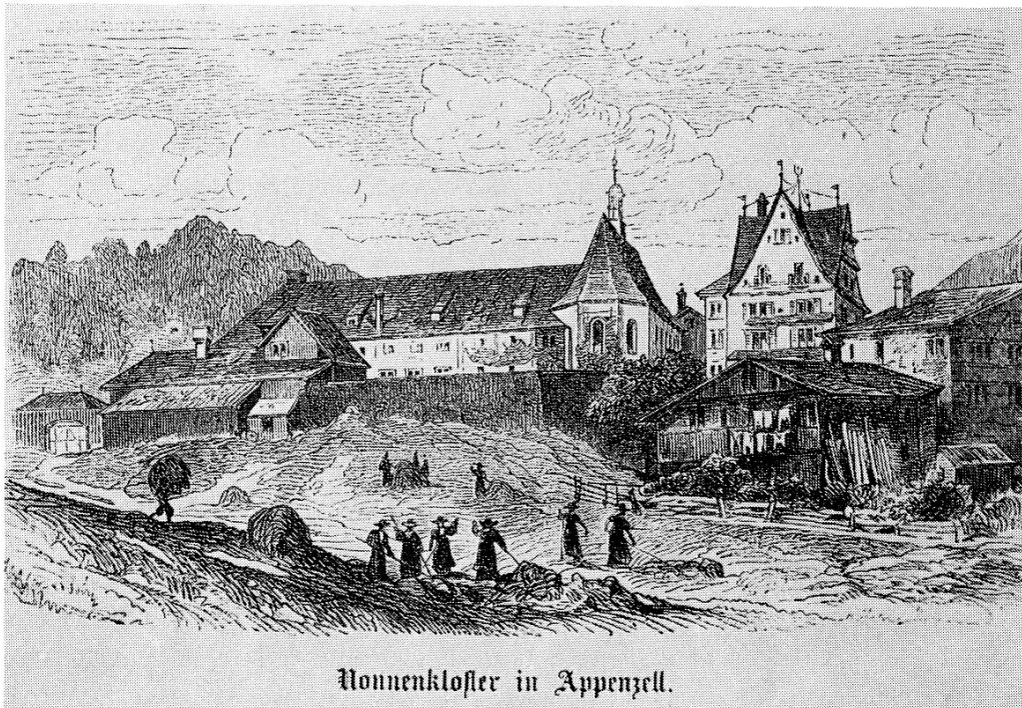


Gerichtsszene im hintern Ratssaal (1874) Ölgemälde

übergeführt. Vor seinem Gefängnisse sieht man auch noch verschiedene Instrumente des peinlichen Verfahrens alter Zeiten, das Rad, den Hexenstuhl, den Armensünderstuhl, der bei Enthauptungen gebraucht wird, letzterer nicht ohne Spuren seiner schauerlichen Bestimmung. An der Front des Hauses ist auch der Pranger befestigt, der noch unter den Strafen figurirt, wie auch das Gassenlaufen und andere entehrende Strafen.

Um nun mit einem heitern Bilde zu schliessen, kehre ich zu dem vielgenannten Gasthause, zum Hecht, zurück, dessen vormalige Wirthin eine der bekanntesten Persönlichkeiten der östlichen Schweiz war, in Tracht, Sitte und Wesen eine ächte Tochter ihres Volkes: flink mit der Zunge, stets angethan mit dem gefälligen Kleide desselben, eine Mutter der Armen und die Beratherin aller; ihren Gästen — hohen und niedern — das Muster einer Wirthin. Als einmal König Ludwig von Baiern in dem Hecht einkehrte, fragte sie ihn unter anderm: «Herr König, habt ihr auch Töchter?» Und auf die freundlich bejahende Antwort des Monarchen fuhr sie fort: «Nun, da mag's auch schwer halten, bis sie unter die Haube gebracht sind!» Derlei Anekdoten erzählt man sich viele von ihr in Appenzell. Der Hecht ist noch immer wohlbestellt in Küche und Keller, noch immer empfängt und bedient eine freundliche Wirthin ihre Gäste und macht ihr Haus auch zum Sammelplatz der Eingeborenen, in deren Kreise sich der

Fremde bald wie am eignen Herde fühlt, denn die Schweizer sind ein biederes und fröhliches Volk. Bist du, lieber Leser, besonders in Gunst, so setzt sich wohl die freundliche, schmucke, schwarzzügige Nachbarin mit ihren Schwestern, die bravsten Mädchen von Appenzell, in den Kreis und singen und jodeln zur Guitarre, dass dir das Herz im Leibe lacht. In diesem Hause musst du wohnen, wenn du gleich mir acht Wochen voll Erfrischung und Stärkung verleben willst — einen «Frühling in Appenzell».



II. Ludwig Richter

1. Biographisches

Wenige Jahre nach Wilhelm Riefstahl hat auch Zeichner und Kunstmaler Ludwig Richter Appenzell besucht. Leider sind uns bis heute von ihm keine Zeichnungen oder Bilder von diesem kurzen Besuche bekannt, aber wir haben zwei Tagebucheintragungen gefunden, die uns interessant erscheinen.

Als Sohn und Schüler des Radierers und Kupferstechers Karl August Richter am 28. September 1803 in Dresden geboren, trat Adrian Ludwig Richter nach dem Besuch der Elementarschule in die Dresdener Akademie ein. In den Jahren 1820/21 begleitete er als Zeichner den russischen Fürsten Narischkin nach Südfrankreich, wo er drei Dutzend Sepia-Landschaften schuf; er übertraf schon damals seinen Vater auch in der Kunst des Radierens. Auf einer dreijährigen Stipendienreise zog er 1823 über Salzburg ins Tirol, dann nach Florenz, Neapel und Rom, wo er ganz in den Bann der italienischen Natur und des römischen Lebens kam, besonders begeistert von den hier lebenden deutschen Künstlern. Nach seiner Heimkehr heiratete er im Jahre 1827 Auguste Freudenberg (1854), wirkte in den Jahren 1828/35 in Meissen als Zeichenlehrer an der Porzellanmanufaktur und nach dem altershalben Rücktritt seines Vaters vom Jahre 1836 bis 1877 als Professor der Dresdener Kunstakademie. Seitdem er von der Studienreise ins Elbetal im Jahre 1828 zurückgekehrt war, begeisterte er sich immer mehr für die Schönheit der deutschen Landschaft, dass er es als Glück empfand, täglich frisch an der Quelle schöpfen zu können. «Jetzt wurde mir Alles, was mich umgab, auch das Geringste und Alltäglichsste, ein interessanter Gegenstand malerischer Beobachtung. Konnte ich jetzt nicht Alles gebrauchen? War nicht Feld und Busch, Haus und Hütte, Menschen wie Tiere, jedes Pflänzchen und jeder Zaun und Alles mein, was sich am Himmel bewegt und was die Erde trägt?» Den Hauptreiz seiner Kunst bildet die Beseelung der ganzen Natur durch ein liebevolles Gemüt, wie sie schon bei den altdeutschen Landschaften eines Memeling oder Dürer entzückt, wo die Eichhörnchen auf dem Baum, die Tauben auf dem Dache, die Vögel in der Luft ebenso mitspielen wie die Käfer, Schmetterlinge und Schnecken auf der Wiese oder die Hühner und Enten im Hofe. Selbst die Häuser der Menschen verraten schon von aussen die stille Gemütlichkeit ihrer Bewohner; überall herrscht zwischen den Figuren und der Umgebung jene vollendete Harmonie, die ein so wohltuendes Gefühl der Befriedigung gibt und diese enge Welt wie ein Asyl erscheinen lässt, in dem selbst die Heiligen nicht weniger gerne verkehren, als Gnomen, Zauberer



Der Brautzug im Frühling (1847) Gemälde in der Galerie Dresden

und Feen. Richter ist wirklich der «Maler des deutschen Hauses». Er hat gegen 2 500 Illustrationen für verschiedenste Volks- und Kinderbücher in Holzschnitten und Stahlstichen geschaffen, zahlreiche Ölgemälde und Aquarelle gar nicht mitgezählt. Anlässlich des Schillerjubiläums im Jahre 1859 wurde er von der Universität Leipzig zum Ehrendoktor ernannt; ein letzter festlicher Anlass war für ihn die Feier des achtzigsten Geburtstages; am 19. Juni 1884 schloss er für immer die Augen. «Er hat keine gewaltigen Werke geschaffen. Die Zeugnisse seiner schöpferischen Tätigkeit sind in vielen hundert Blättern zerstreut erhalten, den bescheidenen Begleitern unserer Volkslieder und Märchen, unserer klassischen Dichtungen, unserer Gebete. Er sprach in ihnen aber stets zur Seele unseres Volkes, er traf in ihnen immer den reinen Herzenston. Vor vielen andern Künstlern dürfen wir», schreibt sein Biograph R. Muther, «Ludwig Richter daher als den volkstümlichsten rühmen.» Die nachfolgenden Schilde-

rungen entnehmen wir aus Ludwig Richters «Lebenserinnerungen», herausgegeben vom Sohne Heinrich Richter (Frkf. a. M. 1895). Vgl. auch ADB XXVIII S. 491 ff. (Allgemeine Deutsche Biographie)

Tagebuchauszüge

1867

(Lebenserinnerungen S. 146/7)

(Reise nach der Schweiz)

Appenzell, 11. Juni.

Die Hütten und Häuschen von Holz mit langer Reihe Fenstern, höchst sauber innen und aussen, liegen überall zerstreut in den Hügeln unter Obstbäumen und mit lieblichster Aussicht. Das Volk ist freundlich, Gesang und Jauchzen überall, und doch nie roh und tobend. In jeder reinen Häuslichkeit kann man sich eine glückliche Familie denken und ein freundliches Menschendasein. Wie anders z. B. in den schmutzigen böhmischen Dörfern mit schlumpigen Bewohnern. Sollte die Gestalt des äusseren Daseins nicht mit dem inneren sittlichen Zustand der Bewohner in Zusammenhang stehen? Das Wetter unbeschreiblich schön. Reine, belebte, von Gras und Heu balsamisch durchwürzte Luft, schöner sanfter Hirtengesang und Jauchzen von den Heuern, dazwischen der Gesang der Vögel; im Walde herrliche Rosengebüsche, andere wie bei uns, auch duftender.

24. Juni, Nachmittag 4 Uhr.

Mit Heinrich, Julie und Lenchen auf das Wildkirchli. Auf halbem Wege wollten wir umkehren, weil es sich dunkel umzog, fernher donnerte, und Tropfen schon fielen. Allein wir wagten es doch, noch weiter zu gehen und stiegen zwei Stunden steil hinauf. Grosser Unterschied der Luft oben. Schneefleck; überhängend steile Wände, wo das Wasser von oben auf uns tropfte. Senkrechte Wand und Felsensteig dahin. Zwei Höhlen, eine mit einem Altar, in der anderen ein kleines Wirtshaus. Zwei wunderhübsche Mädchen, eine vom feinsten Profil. Sanfter, reiner, stiller, fast elegischer Ausdruck. Ein paar weisse Ziegen waren die Hausgenossen. Tief unten lag Bumanns-alp. Fast senkrecht hinab sah man den Weg im Thal nach dem Alpsee und dessen dunkles Gewässer unter den grossen Schneemassen und Felsspitzen des Säntis. Nach der anderen Seite Blick nach dem Fähner, und über das ganze, grüne, in Schatten gehüllte Appenzellerland, und darüber glänzten im Sonnenschein noch einige Spitzen aus dem Rheintal, die Bregenzer Berge, Bodensee und das Schwabenland ganz oben am blauen, dämmernden Horizont. Das Ganze macht einen wunderbar grossen, romantischen Eindruck. Im Hüttchen wur-

de Veltliner getrunken; unser Bübli that sich auch wohl und rauchte sogar eine Cigarre. Stickereien der Mädchen wurden gekauft. Hinabgang halb acht Uhr. Lustig über Stock und Stein.

1869

(Lebenserinnerungen S. 157/158)

(Reise nach der Schweiz)

Schwendi in Appenzell, den 29. Juli (Abends 10 Uhr). Ein Nachtbild, das an Jean Paul'sche Schilderungen erinnert, nur grösser. Eine mildwarme Augustnacht, der Himmel voll Sterne, an dem sich die Riesenconturen der Felsengebirge hoch oben abzeichneten, und aus dessen dunklen Massen auf den nahen Matten ein Lichtlein in den Hütten schimmerte. Vor mir die kleine Kirche mit der Vorhalle, und unterm Fenster des alten guten Pfarrers kleines Kraut- und Blumengärtlein, daraus im Dunkel eine Gruppe weisser Lilien hervorschimmerte. — Auf den Matten drüben erklangen zwei reine Stimmen, kleine Schweizerstrophen harmonisch singend; am Ende allemal ein fröhliches Jauchzen und jodelndes Trillern, was von andern Bergbuben entgegnet wurde. Neue Weisen und Jauchzen, dann verschwanden die Stimmen ferner und kamen wieder nahe. Schliesslich traten noch ein paar Stimmen dazu, und dann jauchzten auf einmal unregelmässig durcheinander viele Stimmen, so lustig und doch so lieblich, als wenn ein Chor Nachtigallen und Sprosser durcheinander flöteten, trillerten, jubelten; es klang wunderschön. Das Brunnlein unten im Gärtchen rauschte dazu und der ferne Bach, und hinter den Bergen leuchtete noch das Wetter.

30. Juli.

Köstlicher Morgen, aber Föhn. Nach Tisch auf Wildkirchli und Ebenalp. Der Vater mit dreizehn Kindern. Mit Fackel durch die Höhlen. Ebenalp in Wolken. Kaffee getrunken. Die hübsche Amrei. Herzlich, freundlich, mit einem melancholischen Zug in der einfachen, kurzen Rede. Beim Hinabgehen löste sich plötzlich der Wolkenschleier, und tief zu unseren Füßen erblickte man grünes, sonniges Land; um uns war sonst Alles noch düster. Es lichtet sich mehr, und endlich erscheint, vom tiefsten blauen Himmel umgeben, ein Gethürm von Gewitterwolken, so schön, so phantastisch, wie ich's niemals gesehen. Es war ein Glanzbild, wie zu Dürer's Apokalypse. Es donnert mächtig in den Bergen hinter dem Kamor. Die Beleuchtung war zauberhaft. Auf der Alp waren Hirten mit ihrem Vieh. Im Wildkirchli noch einmal Chrißwasser genommen, die Knochen und Zähne der Höhlenbären und Stickereien der Mädchen gesehen, ein Böllerschuss losgedonnert, und dann hinab, wo wir in der Dunkelheit nach neun Uhr ankamen.



Zur Mühle Holzstich aus dem Werk «Unser tägliches Brot»